

Abo [Interview mit Ex-Bührle-Zwangsarbeiterin](#)

«Jeden Monat versuchte ein Mädchen zu fliehen»

Elfriede Steiger musste als 18-Jährige Zwangsarbeit in einer Spinnerei des Industriellen Emil Bührle leisten. Ihre Ohnmacht vergisst sie nie.



Simone Rau

Publiziert: 27.08.2021, 11:06





«Es brach eine grosse Trostlosigkeit über mich herein. Ich war dem System, der Zwangsarbeit, schutzlos ausgeliefert»: Die heutige 85-jährige Zeitzeugin Elfriede Steiger.

Foto: zVg

Der Zürcher Waffenfabrikant und Kunstsammler Emil Bührle besass in Dietfurt SG ab 1941 eine Spinnerei mit Mädchenheim. In diesem Heim liessen Fürsorgeämter aus der ganzen Deutschschweiz mindestens 300 minderjährige Mädchen gegen ihren Willen internieren und zu Hungerlöhnen arbeiten. Das zeigen Recherchen des «Beobachters».

Keine Forschungsarbeit hat die Zusammenarbeit zwischen den Fürsorgebehörden und Bührles Mädchenheim bis zu dessen Schliessung im Jahr 1968 je historisch aufgearbeitet. Die Zwangsarbeit für den Industriellen wäre vergessen geblieben. Wenn die Zeitzeugin Elfriede Steiger (Mädchenna-me) nicht wäre. Sie ist heute 85 Jahre alt.

Frau Steiger, die Zürcher Fürsorgebehörde überführte Sie 1954 mit 18 Jahren ins Marienheim in Dietfurt SG. Dort mussten Sie, wie viele andere Mädchen, Zwangsarbeit leisten

für die Spinnerei des Industriellen Emil Bührle. Was ist Ihre prägendste Erinnerung an diese Zeit?

Am meisten geblieben sind mir die enormen Konflikte der Mädchen. Ihre Verzweiflung. Ihre Ohnmacht. Viele von ihnen wollten abhauen, aus dem Heim, aus der Spinnerei. Jeden Monat versuchte ein Mädchen zu fliehen. Das vergesse ich nie.

Wie erging es Ihnen?

Klar hatte auch ich nachts im Bett oft den Gedanken an eine Flucht. Doch ich wusste: Wenn ich Stunk mache, hat es nie ein Ende. Also passte ich mich an. Gehorchte. Ich sonderte mich nicht gerade von den anderen Mädchen ab, aber ich machte nie bei irgendwelchen Fluchtplänen mit. Mein persönliches Ziel war die Freiheit.

Wie muss man sich die Zwangsarbeit vorstellen?

Trostlos. Monoton. Wir hatten eine sehr strenge Tagesordnung, eine sehr frühe Tagwache. Nach dem gemeinsamen Morgengebet fingen wir um 5 Uhr mit Arbeiten an. Und dann schufteten wir den ganzen Tag. Knallharte Fabrikarbeit, jeden Tag.

Worin bestand Ihre Arbeit?

Wir standen direkt an den Spinnmaschinen. Unsere Aufgabe war es, abgerissene Fäden so rasch wie möglich mit den Fingern zu packen. Mit Daumen und Zeigefinger, um genau zu sein. Dann mussten wir sie ebenso schnell mit dem anderen Ende des Fadens auf der Spule verbinden. Es war sehr lärmig, wir brauchten volle Aufmerksamkeit, liefen ständig hin und her, um Kontrolle über die Spulen zu halten.



Gruppenbild mit Elfriede Steiger, die in der Fabrik Bührles arbeiten musste, nach ihrem Schulabschluss mit 15 Jahren (1951).

Foto: Hanna Jaray / Stadtarchiv Zürich

Wie fühlten Sie sich zu jener Zeit?

An die Ankunft im Heim kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Aber das überragende Gefühl, das mich damals befiel, spüre ich bis heute: Es brach eine grosse Trostlosigkeit über mich herein. Ich war dem System, der Zwangsarbeit, schutzlos ausgeliefert. Man muss wirklich genau diese Worte benutzen: schutzlos ausgeliefert.

Erhielten Sie einen Lohn für Ihre Arbeit?

Auch das kann ich klar beantworten: Wir haben nie eine

Lohnabrechnung erhalten. Nie Geld in die Hand. Bei meinem Austritt erhielt ich das Zugbillett und 50 Franken dazu. Quasi ein Trinkgeld.

Wie schafften Sie es, aus dem Heim und der Spinnerei zu entkommen?

Indem ich mich anpasste. Gehorchte. Arbeitete. Nie einen Fluchtversuch wagte. Ich fügte mich, weil ich mein Ziel erreichen wollte: die Freiheit. Also sagte ich mir: Damit ich mein Ziel erreiche, muss ich auch etwas beitragen. Nämlich, mich zu fügen. Heute kann ich mich wehren – damals war ich in Fesseln. Widerstand war zwecklos.

Gehorchten Sie von Beginn an?

Nein, zuerst habe ich mich gewehrt. Ich habe mich sogar vehement gewehrt. Mit Worten. Aber bald konnte ich umschalten – auch weil ich wusste, dass ich bereits 18 bin. Ich dachte, lange könne es nicht mehr gehen, bis ich frei sei. Davon ging ich aus. Das war mein Ziel.

Nach sechzehn Monaten war es so weit.

Meine Schwester heiratete, und ich durfte dabei sein, mit entsprechender Erlaubnis der Klosterschwestern. Anschließend schrieb ich einen Brief an die Fürsorgebehörde in Zürich. Die für mich verantwortliche Person befand, ich solle noch weiter in der Spinnerei arbeiten. Ich leiste gute Arbeit. Doch die Klosteroberin setzte sich für mich ein. Sie sagte, ich hätte es verdient, freigelassen zu werden. Offenbar merkte sie, dass ich reif genug war für einen Weg in die Freiheit.

«Viele Mädchen sind am Heimaufenthalt und an der Zwangsarbeit zerbrochen.»

Wie erging es Ihnen nach der Entlassung?

Ich nahm mein Leben in die Hand. Wollte es unbedingt selber gestalten – und machte das auch. Ich arbeitete im Detailhandel, leitete eine Bar in Zürich, später ein eigenes Antiquitätengeschäft. Und ich bekam drei Kinder. Wir lebten auf dem Land, ich durfte für sie da sein, es war ein Geschenk.

Hegen Sie einen Groll gegen die Klosterschwestern?

Ich habe diesbezüglich eine Art Metamorphose durchlaufen. In den letzten sechs Jahren vor meiner Pensionierung betreute ich betagte Klosterschwestern der Orden Menzingen und St. Anna. Da konnte ich ihnen das geben, was sie mir nicht geben konnten: Zuwendung und Nähe. Ich habe die pflegebedürftigen, gottgeweihten Klosterfrauen, im weitesten Sinn, umarmt. Das war tröstlich für mich. Nein, ich hege keinen Groll mehr.

Und auf Emil Bührle, den Besitzer der Spinnerei?

In den letzten Jahren sind sehr viele Medienberichte über ihn erschienen, ich habe sie verfolgt. Dass so ein Hype um ihn gemacht wird in Zürich, finde ich sehr stossend. Das

neue Kunsthaus öffnet bald, doch unsere Zwangsarbeit wurde bis jetzt unter dem Deckel gehalten.

Wer trägt Ihres Erachtens die Verantwortung für das Leid?

Der Stadt Zürich möchte ich Folgendes sagen: Das Fürsorgeamt – das heute nicht mehr so heisst – hat mich vom Tag meiner Geburt bis ins Alter von mehr als 19 Jahren durchwegs fremdplatziert. Nur weil ich aus einer armen Familie stammte. Von Heim zu Heim zu Heim. Natürlich hatte ich nichts dazu zu sagen. Es war und ist bis heute unsäglich, was sie mit mir gemacht haben. Ich war ihnen schutzlos ausgeliefert.

Sie sind heute 85 Jahre alt. Wie geht es Ihnen?

Ich leide nicht darunter. So ein Weg, so ein Leben kann einen auch stark machen. Aber natürlich wühlt es mich auf. Vergessen kann ich es nicht. Ich habe sehr starke Augenprobleme – meine Erklärung dafür ist, dass das mit meinem genauen Hinsehen zu tun hat. Aber ich muss einfach hinsehen, auch wenn es psychisch belastend ist.

Weshalb?

Nicht nur ich, auch die Schweiz soll hinsehen. Was uns passiert ist, muss aufgearbeitet und wiedergutmacht werden. Ich bin zufrieden, ein einfaches, erfülltes Leben mit vielen sozialen Kontakten zu führen. Oft bin ich in der Natur. Das ist ein grosser Lohn eines so schweren Starts. Doch viele Mädchen sind am Heimaufenthalt und an der Zwangsarbeit zerbrochen. Ich möchte noch etwas sagen.

Ja, bitte.

Ich habe meine Arbeit zweifach geleistet. Erstens mit der harten Fabrikarbeit. Zweitens mit der Offenlegung dieser traurigen Geschichte. Damit gebe ich meinen Mitbetroffenen eine Stimme.

Simone Rau ist Reporterin beim nationalen Recherchedesk Tamedia. Sie hat unter anderem den Zürcher Journalistenpreis (2014) und den Prix Média der Akademien der Wissenschaften Schweiz (2011) gewonnen. Ausserdem ist sie Mitglied des Schweizer Presserats. [Mehr Infos](#)
[@simonerau](#)

Fehler gefunden? [Jetzt melden.](#)

82 Kommentare